

Insel

Marie Luise  
Kaschnitz  
Liebesgedichte

insel taschenbuch 3123  
Marie Luise Kaschnitz  
Liebesgedichte







Das Thema »Liebe« in allen Farben und Formen ist für Marie Luise Kaschnitz immer ein Lebenselement gewesen: tiefgründig, analytisch, geheimnisvoll, beängstigend. Immer wieder hat sich Kaschnitz selbst auf die Probe gestellt, um die Ernsthaftigkeit, die Verlässlichkeit dieses phänomenalen Gefühls zu überprüfen. Ja, sie ist so weit gegangen, das Paradies samt Adam und Eva einer kühnen Korrektur zu unterziehen, weil sie wußte, was sich eine Liebende wünscht und auf welche Weise sie von irdischer Enttäuschung erlöst wurde.

Der vorliegende Band versammelt eine Auswahl der schönsten Liebesgedichte der Autorin.

*Marie Luise Kaschnitz*  
*Liebesgedichte*

Ausgewählt von Elisabeth Borchers

Insel Verlag

2. Auflage 2019

Erste Auflage 2005

insel taschenbuch 3123

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2005  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-34823-8

# *Liebesgedichte*







Du bist stark, sagt die Liebe  
Und meint einen Leib, eine Stirn, und ersehnt sich  
des Geistes  
Mächtiges Wehen aus diesem vergänglichen Atem.  
Und jeder meint, wenn er liebte, der Welt zu entraten,  
Und jeder gehört ihr doch tiefer als jemals zuvor.

Und schön ist doch immer und herrlich verwandelnd  
das erste Sich Aneinanderverlieren, die rufenden  
Blicke  
Und das Erglühen der Wangen, die Feiertagsfreude,  
Die aufbricht im Dämmer des Morgens, der heißt für  
die andern  
Einer wie viele, mit Sonnenschein oder mit Regen.

Aber für Dich ist er alles, es reden die Dinge  
Alle die stummen Dir plötzlich, es glänzen die trüben  
Augen Dir alle mit einmal, geleiten Dich freudig  
Entgegen der klingenden Pforte des Wiedersehns.

Und süß sind, voll Hoffnung, doch immer die  
schimmernden Bilder,  
Die einer dem anderen malt, und die hellen Gesänge,  
Die einer dem anderen singt vom gemeinsamen Morgen.  
Und dieser beschwört nur das Zimmer, die arme  
Gerätschaft,  
Die friedlichen Wege am Abend, die Laube im Garten,  
Und jener ein Haus mit Altanen und Sälen, und Flügel  
Über die Kordilleren im Mittagsgewitter –  
Es wird doch allezeit etwas ins Leben gesungen,

Das war vordem nicht.  
Und ein Schritt wird erweckt, der sich aufhebt,  
Und war vordem nicht.  
Und ein Hauch wird erweckt, ein Atem,  
Der war vordem nicht.

Und sehr erschüttert sind Liebende, wenn sie gewahr  
werden dessen,  
Das tritt durch sie hin, aus der Dunkelheit kommend,  
ins Helle.

Da standen sie selber noch eben, so unerwachsen  
im Winde,  
Und zitterten, bargen ihr Haupt vor dem lodernden  
Busch.

Und die Flamme, die erst sie durchglühte, das  
Freudenfeuer,

Brennen soll es nun stetig, ummauert, behütet,  
Nahrung und Wärme den Kindern. O Ende, Ende,  
Bittersüße Verwandlung in jeder Geburt.

Doch wenn sie es auf sich nehmen, sieh, wie sie wachsen  
Und lernen so rasch. Zwar den Frauen  
Ist dies alles vertraut und ein liebliches Wiedererinnern,  
Aber die Finger der Väter betasten zager  
Die winzigen Hände, die bläulichen Nägel, und fremder  
Berührt sie der enzianblaue unbeugsame Blick.  
Doch wenn sie dann aufschauen plötzlich, die

Liebenden, anders  
Lieben sie sich und umarmen und küssen sich anders.  
Du bist schön, sagt die Liebe und meint die empfangende  
Erde,

Du bist stark, sagt die Liebe und meint die zeugende  
Kraft.

Und später, durch wie viele Meere gilt es zu schiffen,  
Um wie viele Felsen, nun tapfer, nun listig. Denn  
Raum ist

Für größere Liebesentfernung im einzigen Zimmer  
Als zwischen Ilion ehemals und Ithaka.

Und Fluchtwünsche sind und Tage, da dieses Dein Leben  
Eng wird und glanzlos und wie auf dem Globus die  
Linien,

Die unbefahrenen schmerzlich ins Blaue sich schwingen,  
Lockt Dich das andere, tausendgestaltige Leben  
Mit Zauber des Hornrufs. – Und Trauer der  
Lebenswende

Fällt auf den Mann. Und Einsamkeit, große, und Trauer  
Fällt auf die Frau, wenn die Kinder dem Schoße  
entwachsen.

Und Eigenheit formt die Gesichter und nicht ist wie  
ehmals

Alles voll Süße. Doch wunderbar ist die Begegnung,  
Die unverhoffte, in Wäldern der Fremdheit, ein Strahlen.  
Du bist schön, sagt die Liebe und meint das Geprüfte,  
Vertraute.

Du bist stark, sagt die Liebe und meint das unbeugsame  
Herz.

Ach, und wenn später die zählbaren Jahre kommen,  
Wird nicht dies alles durchglüht wie die Blätter der  
Birken,

Die goldenen, sanften, und feurige Blätter des Ahorns,  
Und erhellt jede Nacht, da ein Haupt sich dem anderen  
zuneigt,  
Jeder Gang durch den Wald, der vom Holzschlage  
klinget im Winter,  
Doch duftend drängt sich in sonniger Mulde das  
Jungholz,  
Und es leuchtet das Brombeergerank und der Seidelbast  
blüht.  
Und das Werk ist gewachsen, und ob es hier keiner  
vollendet,  
Ist doch noch jeder Tag eine Stufe, ein Näherkommen,  
Und ob auch so vieles den hütenden Händen entronnen:  
Abtrünnige Kinder sind liebend schon heimwärts  
gewandt.

Und fragen wir diese also, die Liebenden,  
Nach der Musik, nach der Zukunftsmusik,  
Schweigen sie still wohl und lächeln, doch aus ihren  
Blicken strahlt Treue,  
Treue geübt am alles umfassenden Leben,  
Treue geübt am unsterblichen Geist.

## Heimat

Wer bin ich denn, daß ich mich mit Antäus vergliche.  
Wenig weiß man von ihm,  
Nur daß er ein Riese an Kraft war, solange seine Füße  
Heimaterde berührten. Und daß seine Feinde  
Ihn aufhoben von der Erde, der Heimaterde,  
Da war er ein Schatten, ein Leichtgewicht, ein leicht zu  
Überwindender,  
Machtlos.

Mancher treibt heute dahin, den seine Feinde aufhoben,  
Flüchtig eilt er dahin, vogelfrei, machtlos.  
Und hatte doch einmal ein Haus und sagte »mein Haus«,  
Und hatte doch einmal Herden von Vieh und sagte  
»meine Herden«,  
Und hatte Gerät, über das er bestimmte, sonst keiner.  
Und gehört jetzt zu denen, die fremd an den Tischen  
sitzen,  
Die um alles bitten müssen,  
Die alles geliehen bekommen,  
Die murren . . .

Aber von diesem alleine rede ich nicht.  
Nicht von der Besitzheimat rede ich, der Machtheimat,  
Die wieder erkämpft wird, immer wieder erkämpft wird,  
mit Strömen von Blut.  
(Wartet nur, sagen sie, bis wir wiederkommen.  
Wartet nur, sagen sie, bis wir wieder die Herren sind.)

Gut gedeiht das Korn, das mit Blut gedüngt ist.  
Gut gedeiht der Garten, der mit Tränen gedüngt ist.  
Gut gedeiht dann unser Land.)

Auf die Heimat, an die ich denke, können keine  
Grundbriefe ausgestellt werden, keine  
Übereignungen, keine Erbscheine.  
Rache wird nicht geschworen für diese unsere Heimat.  
Denn sie kann nicht erobert werden,  
Niemals wird sie uns völlig verlorengehen.

Wer von seiner Heimat redet, erweckt viele Erinnerung.  
Alle, die ihm zuhören, sehen die eigenen Bilder,  
Seine Sehnsucht ist der Stab, der den Quell aus den  
Felsherzen schlägt,  
Sein Heimweh bahnt den Weg durch das Meer des  
Vergessens.

Brunnen, sagt er, und tausend Brunnenrohre heben ihr  
Flötenlied an.  
Grünweißes Wasser springt auf die lechzenden Hände.  
Westwind, sagt er, vom Ozean treiben die Wolken,  
Lämmer und Hunde und Riesen, über das Tal hin.  
Juni, sagt er, und Sensen rauschen durchs Taugras,  
Weihnachten, sagt er, im Fenster erglühen die Kerzen,  
Hunde bellen.  
Orion steht über dem Schneefeld . . .

Wer von dieser seiner Heimat redet, meint das  
Kinderland, das Urland.



Wo alles groß war,  
Wo alles geheimnisvoll war,  
Wo nichts verging.

Wer könnte auf dieses Land einen Grundbrief besitzen?  
Ein Recht auf die niedere Mauer des Friedhofs, der wie  
ein Schiff hinsegelt,  
Ein Totenschiff auf dem Gipfel der Wiesenwelle,  
Ein Recht auf den Regenbogenglanz im Moore am Ende  
des Hochtals, wo die Wollblumen blühen?  
Ein Recht auf die schlohweißen Männer, die  
Wildsauscheuchen,  
Die am Waldrand leuchten im Mondlicht?  
Ein Recht auf die Höhlentiefe im felsigen Rebhang,  
wo die Steine so vielfarbig glänzen, rostrot,  
veilchenblau, schwefel?  
Ein Recht auf das Bienengedröhn in den Wipfeln der  
Tannen alle paar Jahre nur, wenn die Tanne honigt,  
Ein Recht auf die Sonnenuntergänge, die gewaltigen,  
schmerzlichen Schauspiele auf der Bühne des Stromtals –

Oder ein Recht auf den Modergeruch der alten Treppe  
im Hause,  
Auf das Gefühl in den Fingern, die das Geländer  
umgreifen,  
Auf den Mosthauch, den Apfelatem im Keller,  
Auf den schrägen, zitternden Staubstrahl im  
Speichergebälk?

Wuchs uns nicht alles dies zu, als wir noch Träumende  
waren,  
Machtlose? Bedenket doch, Freunde,  
Wie immer das Schönste uns aufblühte jenseits der  
Festungsmauern, die die Verteidigung gürtet,  
Auch in der Liebe.

Nicht zu den Vertriebenen allein rede ich, zu den  
Ausgestoßenen.  
Es kommt ja ein Tag, da die Wunden alle vernarbt  
sind,  
Da sie nichts anders mehr sind als ein Mal, eine  
Zeichnung,  
Gleich einem Ruder vielleicht, einem Pfeil, einem  
Bäumchen.  
Und die Kinder staunen und fragen: was hast du da,  
Vater?  
Und hören ein Wort und fragen: was heißt das –  
Flüchtling? . . .

Aber auch dann noch wird Heimat verlassen werden,  
Wird Kindschaft vergessen werden, Brüderschaft,  
Liebschaft.  
Und es sind doch so stark die Getreuen,

Die sich aufmachen nachts und gehen den weiten Weg  
zurück.  
Durch die Wände gehen sie hin, durch die Steinwände.  
Durch die Wälder gehen sie hin, durch das dichteste  
Dickicht.

Durch die Flüsse gehen sie hin, die regengeschwellten,  
trockenen Fußes.

Durch die Berge gehen sie, spalten die Berge lautlos.  
Immer den gradesten Weg,  
Pfeilschnell,  
Zugvogelsicher.

Ihr Seezeichen, ihr Leuchtzeichen ist die Herbstfackel  
der riesigen Linden.

Ihr stürzen sie zu, überflügeln die Häuser des Dorfes  
Und die tragen Gespanne  
Und die saumselige Gartenmauer,  
Halten dann inne:  
Dort, wo alles ihnen wohltut, eine Weide ist, eine  
Augenweide, eine Labsal.  
Wo jeder an seinem Platze ist und tut das Seine, ein Segen.

Wo Brot gebacken wird, gutes Brot für viele.  
Wo Wein getrottet wird, kräftiger Wein für viele.  
Wo alle Geräusche gut sind, keines mißtönend,  
Auch das Brüllen der Fräse nicht, die sich hart in die Erde  
einwühlt,  
Auch das Heulen der Säge nicht, die ihre Zähne ins Holz  
schlägt,  
Nicht der Unkenruf und der Kauzruf . . .  
Wo alle Gerüche gut sind, nicht nur der vom Holzfeuer  
und den bitteren Nüssen,  
Auch der Tiergeruch faulender Pilze im Regenwald,  
Auch der scharfe der Jauche in der Rinne im Kuhstall,  
Auch der Blutdunst geschlachteter Tiere,

Wo alles gut ist,  
Leben und Tod.

Sieh ihn doch an, den Listigen, Zugvogelsicheren.  
Wie er sich auffrischt zur Nacht und getröstet  
zurückkehrt,  
Gerundet, gestärkt.

Und es blüht ihm doch nicht allein dieser, der Ort des  
Ursprungs, wo er ein Kind gewesen.  
Denk doch, wo immer Du liebtest,  
An alle die Häuser denke, die Straßen, die Täler,  
Wo jemals Du außer Dir warest. Im Winde, im  
Rohrdommelrufe,  
Im Tanghauch, im Macchiagesumm, in den Funken  
des Feuers,  
Weil Du liebtest.

Wo Du heimkehren kannst und findest noch alles  
wie ehemals  
Und an den Pfosten der Türe das rettende Zeichen  
Und den Würgeengel vorübergegangen  
Und den Feuerreiter vorbeigeritten  
Und das Beben der Erde gestillt.

O wenn wir lebten alle Tage, wie Kinder leben,  
Wie Brüder leben und Liebende (außer uns),  
Es wäre kein Ort auf der Welt, der nicht uns Heimat  
wäre,  
Und es höbe uns niemand